Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 172 (1899)

Artikel: Die Schule des Lebens
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656136

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schüch. Da laß ich den Kopf nach und nach hängen, fange an zu schnaufen, als ob ich schliefe. Und Bäbeli ließ sich gar schöne Sachen sagen von seinen schönen Augen und roten Backen, schielte aber immer auf mich. Und ich fing an zu schnarchen, und der Herr nahm Bäbeli um den Leib, und es wehrte sich nicht; und er drückte es ans Herz, und es wehrte sich nicht; und er küßte es, und es wehrte sich nicht! — Da machte ich überlaut: ebsy! ebsy! und fing an zu erwachen. Sie fuhren auseinander wie Spreuer im Wind. Ich that erschrocken, stand auf, fragte nach der Ürti, und als ich bezahlt hatte, sagte ich: „Es scheint mir, der Thee hat nicht so gewohlfeilet, wie deine Müntschi."

Bäbeli schimpfte mich nun einen alten Uflat, und zur Strafe muß es in den Kalender, sonst hätte ich ihm's nicht ausgebracht.

Kürzlich an einem Veteranenfeste im Kanton Bern war das Rindfleisch gar zu hart und für die Gebisse der Teilnehmer nicht geschaffen. Als nun das Bankett vorbei war, ergriff ein Veteran das Wort zu einer Rede, worin er dem Festwirt für die Aufmerksamkeit dankte, daß derselbe für das Veteranenfest sogar eine Kuh aus dem Sonderbundsfeldzug schlachtete!

Die Schule des Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Se, Bübchen, mit dem Rauchen eilt es noch nicht, du kleiner Wicht! So wehrte lächelnd der alte Hansjakob dem kleinen, kraushaarigen Bürschchen, welches er liebevoll auf seinen Knieen wiegte. Jauchzend griff das Kind nach dem glänzenden Pfeifendeckel und wollte die blauen Rauchwolken haschen; der alte Mann lachte mit und freute sich des Spiels des Kleinen. „Grüeß Gott, Hansjakob!" rief freundlich ein Vorübergehender, welcher stehen geblieben war und verwundert dem Spiel zusah, „bist Kinderfrau?" Fast beschämt blickte der Alte auf. „Ja, 's wird schon so sein," sagte er mit einem Seufzer, „wer A sagt, muß auch B sagen; ich kann den armen Wurm nicht verkommen lassen." Es hätte keines scharfen Beobachters gebraucht, um zu sehen, daß der Seufzer und die Abweisung nicht von Herzen kamen; der freundliche Ausdruck des Alten strafte die Worte Lügen. „Ja, ja," sagte der Nachbar, indem er weiterschritt, „so ein Kind giebt viel Arbeit, aber es bringt die Sonne ins dunkelste Haus; der Hansjakob ist kaum mehr zu erkennen." Hansjakob war aufgestanden; auf seinen Stock gestützt, das Kind unter dem Arm schleppend, humpelte er ins Haus. „Gottlob, daß es bald selber herumspringen kann; ich kann es beinahe nicht mehr tragen", seufzte er. Diesmal war der Seufzer ehrlich gemeint; der gekrümmte Rücken schien unter der Last des Kindes brechen zu wollen. Im Stübchen angelangt, setzte er das Bübchen auf den Boden und wandte sich zu seiner Frau, welche auf der Ofenbank saß und mit strahlendem Auge das Kind betrachtete. „Denk' nur, Alte, wie klug der Hansli schon wird; er wollte partout rauchen." Die Mutter schlug vor Verwunderung die Hände zusammen: „schon rauchen und noch kein Jahr alt — merkwürdig gescheit und klug!" Nun brachte Hansjakob die dampfende Suppe vom Herd und stellte sie vor seine Alte hin; dankbar nickte sie ihm zu. Wie lieb und gut der Hansjakob doch war, und wie glücklich er dreinschaute, seitdem der Hansli im Hause war!

Seit Jahr und Tag war die alte Bärbel gelähmt, die Gliedersucht oder ein Schlag hatten

sie in diesen traurigen Zustand gebracht; keinen Schritt konnte sie machen ohne Unterstützung, und wo sie Hansjakob hinsetzte, da mußte sie bleiben, bis er sie weiterführte. Auf ihm lag die ganze Last des Hauswesens, des Verdienstes und ihrer Pflege; ach, wie gerne hätte die Frau die Rollen gewechselt, wie gerne hätte sie ihren Alten gepflegt, wie gerne das Hauswesen besorgt! Aber es war ihr nicht vergönnt; kaum die gröbsten Flickarbeiten konnte sie unter großer Anstrengung besorgen; lesen konnte sie gar nicht, die Augen waren zu blöde, und zu einer Brille, dazu langten die paar Rappen, welche ihr guter Mann mit Sägefeilen verdienen konnte, nicht; sie reichten kaum hin, sie vor Hunger und Kälte zu schützen. Wenn die Schmerzen nicht zu arg waren, konnte sie ein wenig spinnen, und das waren dann ihre glücklichsten Tage; da flog ihr die Zeit wie im Traume dahin und sie fühlte sich wieder jung und gesund. An solchen Tagen setzte sich dann Hansjakob vors Häuschen an seine Beschäftigung, und wenn auch seine Stirne sich in düstere Falten legte und es um den zahnlosen Mund oft schmerzlich zuckte, so verstrich ihm die Zeit doch rascher und angenehmer, als wenn er ohne Beschäftigung und Arbeit vor sich hinbrütete und über sein Elend nachgrübelte. Aber seit das Bübchen, der Quälgeist und Schreihals, im Haus war, da war es, als ob trotz Krankheit und Armut alles wie verwandelt sei.

Wohl zehn Jahre mochten es her sein, seitdem Hansjakob und seine kranke Frau das kleine Häuschen bewohnten, zehn lange, düstere Jahre. Weder Hansjakob noch Bärbel hätten jemals daran gedacht, sich hier niederzulassen; aber eine höhere Hand hatte sie festgehalten. Hansjakob hatte die Wohnung nur gemietet, weil sie in der Nähe des Krankenhauses lag, in welchem damals seine Frau Unterkunft gefunden hatte, als sie, vom Schlage gerührt, am Bahnhof zusammenbrach. Sie waren nämlich auf dem Punkte, auszuwandern und die alte Heimat mit einer neuen zu vertauschen. Sie waren nicht die einzigen; ein ganzer Zug Europamüder bewegte sich nach dem Bahnhof. Wer nur einmal einen solchen Auswandererzug gesehen hat, dem bleibt es unvergeßlich. Was werden die Armen dort finden? Ach, die meisten rennen ins Elend oder doch ins Ungewisse. Würden sie in Europa nur halb so viel Energie und Fleiß aufwenden, wie sie es in Amerika thun müssen, um nicht einfach umzukommen (und wie viele kommen um), sie würden in der Heimat ihr Auskommen ebensogut und noch viel besser finden. Aber für gar viele ist eben Amerika noch das gelobte Land, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen und wo das Gold nur so in Klumpen herumliegt; wer sie vom Gegenteil überzeugen möchte, kommt schlecht an: er versteht es eben nicht besser oder mag ihnen das Glück nicht gönnen. — Immer neue Scharen drängten nach; es war, als ob plötzlich das Vaterland zu klein, die Heimat zu eng geworden sei. Fröhlich erregt die einen, weinend die andern, drängten sie sich in die große Bahnhofhalle, umringt von Freunden und Bekannten; nur Hansjakob und seine Frau standen, abseits von den übrigen, ganz allein; niemand war da, um ihnen „Lebewohl" zu sagen; stumpf und teilnahmslos starrte die Frau vor

Stelle war, tröstete Hansjakob, es werde nur eine vorübergehende Schwäche sein; er könne ja immer noch mit einem spätern Zug nachkommen, deshalb erreiche er das Schiff immer noch rechtzeitig. Er half nun die Frau zu einem Wagen tragen, der sie ins Krankenhaus brachte. „Kranke können wir unmöglich mitnehmen." Hansjakob mußte sich fügen; der Zustand der Kranken ließ das Schlimmste befürchten; fast schien es, als ob sie, anstatt die Reise nach Amerika, die Reise ins bessere Jenseits antreten wolle. Zu gönnen wäre es ihr gewesen, das verhehlte sich auch ihr Mann nicht; am liebsten wäre auch er gestorben, so unaussprechlich traurig und lebenssatt war er; sterben, ruhen, vergessen! Aber seine Uhr war noch nicht abgelaufen; das Leben sollte ihn noch in eine harte Schule nehmen. Auch die arme Bärbel durfte noch nicht sterben, obschon es ihr einziger Wunsch war; was sollte ihr das Leben noch bringen? Rosel, ihre Rosel, war fort, fort für immer, mit Schande und Schmach belastet.

Nein, auch sie mußte weiter leben, auch sie hatte noch viel zu lernen; eine schwere, harte

sich hin, finster und verschlossen der Mann. Als der Ruf erscholl: „Einsteigen", schrie die Frau plötzlich laut auf: „Ich überleb's nicht", und bewußtlos brach sie zusammen. Was nun thun? Der Auswanderungsagent, welcher bald zur

Leidenszeit stand ihr noch bevor; sie mußte leben, siech und gebrochen, unter dem erdrückenden Bewußtsein, ihrem Mann eine schwere Last zu sein.

Hansjakob war ihr schon lange innerlich fremd geworden; das Unglück hatte ihn verbittert und verhärtet; aber auch schon vorher hatte sie gefühlt, daß sie, die früh alternde, kränkliche Frau, ihm gleichgültig geworden sei. Sein ganzes Herz hatte er an das Kind gehängt, an seine Rosel, seinen Abgott, sein Alles.

Fünf Kinder hatte sie ihm geschenkt; alle mußten sie wieder zurückgeben, meist in ganz zartem Alter. Schon hatten sie die Hoffnung aufgegeben, ein Kind aufwachsen zu sehen, als ihnen im zehnten Jahre ihrer Ehe ein Mädchen geboren wurde, ein Kind, so fein und schön, daß alle, die es sahen, voller Bewunderung waren. „Das Kind lebt nicht," so hieß es allgemein, „es ist viel zu schön und viel zu vollkommen und sieht viel zu verständig drein." Dazu war es noch an einem Mittwoch, am 13., geboren. In der Nacht nach seiner Geburt hatte der Kettenhund sich losgerissen und herzzerreißend geheult, und am Morgen fand man die schwarze Bruthenne tot auf dem Nest. Unter allen diesen ungünstigen Zeichen konnte das Kind unmöglich leben, und so fest war der Glaube an diese bösen Anzeichen, daß die Gevattersleute beschlossen, eine Nottaufe vornehmen zu lassen, obschon das Kind, nach Aussage des Arztes und der Hebamme, vollkommen gesund war; aber die bösen Zeichen! — Die Nottaufe wurde vollzogen; während des feierlichen Aktes flogen zwei Krähen mit heiserem Geschrei über das Haus; eine Base hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieses schlechteste aller Zeichen mit lauter Stimme in der Stube zu verkünden und die arme Mutter derart zu erschrecken, daß sie in ein heftiges Fieber verfiel. Die Lebensgefahr, in welcher die Mutter schwebte, lenkte die Aufmerksamkeit ein wenig von dem Kinde ab, und dank diesem Umstand konnte es friedlich schlummern und gedeihen, allen bösen und schlimmen Zeichen zum Trotz.

Ja, es lebte und ward ein Wunderkind, das schönste, klügste Mädchen weit und breit. Die Eltern wußten gar nicht, was sie ihm alles zuliebe thun wollten; sein Wille war Gesetz und seine Wünsche wurden erfüllt, ehe es sie nur ausgesprochen hatte. Und dieses Kind war es, welches nun solchen Jammer über die armen Eltern gebracht hatte; die Affenliebe, mit welcher es aufgezogen wurde, hatte nicht Liebe erzeugt bei ihm; egoistisch und herzlos, leichtsinnig und oberflächlich, war es der ersten Versuchung, die an es herantrat, als leichte Beute erlegen.

Seit einiger Zeit hatte sich ein fremder Maler im Dorfe einquartiert; als er Rosel sah, verlangte er, sie malen zu dürfen. Die Eltern, obschon das Anerbieten ihrer Eitelkeit schmeichelte, widersetzten sich; sie trauten dem Fremden nicht viel Gutes zu. Aber Rosel wollte gemalt sein, und Rosel setzte ihren Willen durch. Täglich besuchte der Fremde nun das Mädchen, aber aus dem Malen wurde es nichts; bald fehlten ihm die Farben und bald war das Licht ungünstig. Der Vater, welcher eine große Abneigung gegen den Maler hegte, verbot ihm das Haus; er hatte keine Ahnung, daß er und Rosel sich jeden Abend im Baumgarten trafen. Plötzlich war er verschwunden und Rosel mit ihm; aber nicht nur Rosel war fort, auch alles bare Geld, ihre Kleider und Schmucksachen. Rosel, von jeher gewöhnt, über des Vaters Kasse frei zu verfügen, hatte alles, was sie fand, mitgenommen.

Auf dem Tisch in ihrem Zimmer fand sich ein Zettel: „Liebe Eltern, sucht mich nicht, ich kann nicht zurückkehren; verzeiht euerm armen Kinde!"

Bald wurde es ruchbar; im ganzen Dorfe steckten die Leute die Köpfe zusammen, und es fehlte nicht an gutmeinenden Nachbarn und Basen, welche den armen Eltern auf verblümte und unverblümte Weise zu verstehen gaben, daß der Mensch „ernte, was er gesäet habe", und daß „Hochmut vor dem Fall komme". Hansjakob war mit einemmal ganz verwandelt; aus dem weichherzigen, nachgiebigen Vater war ein harter Mensch geworden; er wollte keine Nachforschungen anstellen lassen nach seiner verlornen Tochter, und nicht das Geringste durfte gethan werden, ihrer habhaft zu werden. „Meine Tochter ist tot, ich habe keine Tochter mehr" — das war sein einziger Gedanke. Er suchte sein schönes Gut zu verkaufen, um jeden Preis sollte es losgeschlagen werden, und dann wollte er fort, weit fort, nach Amerika. Die Frau fügte sich stillschweigend in alles, ihr war es gleich-

gültig, wohin sie gingen, nur fort, fort von den böswilligen Schwatzweibern.

Der treue Pfarrer und Seelsorger, welcher mit dem Unglück der Leute das größte Mitleid hatte, suchte sie zu trösten und aufzurichten. Er konnte zwar die Eltern auch nicht freisprechen von Schuld; es war nur zu wahr, daß sie ihr schönes Kind viel zu sehr hatten gewähren lassen; er hatte auch hin und wieder bei Gelegenheit seine warnende Stimme erhoben, ohne Gehör zu finden; aber deshalb durften die Nachbarn sie doch nicht verhöhnen und verachten. Er suchte sie gegen die bösen Angriffe zu schützen — vergebens! die Lästerzungen ließen sich nicht eindämmen. Vergebens predigte er über den Text: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf!" — es fühlte sich niemand als Sünder — und die Steine flogen hageldicht.

Als Hansjakob ihm den Plan, auszuwandern, unterbreitete, riet er ihm gleichwohl ab. „Du hast recht, daß du hier fortgehst," sagte er ihm freundlich; „aber die Welt ist groß, schon eine Stunde von hier kennt dich niemand mehr. Grad übers Meer brauchst du nicht zu ziehen. Denk' an deine Frau; wenn sie nun noch zu dem Schmerz und Heimweh um das Kind das Heimweh nach dem Vaterland hätte — und das Heimweh kommt, glaub' es mir, um so ärger, als das Herz ohnehin krank und wund ist — sie könnte es nicht aushalten. Und zudem, mein lieber Freund, bist du so ganz sicher, daß dein Kind nicht wiederkommt? Und dann, wenn es wie der verlorne Sohn sich aufmachen und beim Vater und bei der Mutter Vergebung suchen wollte, und das Meer, das weite Meer, läge dazwischen?" — „Ich habe kein Kind mehr, und wenn es sterbend vor meiner Thür läge, und wenn ich nur den kleinen Finger zu bewegen brauchte, um es zu retten, ich ließe es liegen, ich rührte den Finger nicht." Er ballte zornig seine Faust, die Augen rollten wild und sein Atem ging schwer und röchelnd. Der Pfarrer sah, daß in diesem Augenblick mit Hansjakob nichts anzufangen war; sein Stolz war zu tief gekränkt, die Wunde noch zu frisch, man durfte nicht daran rühren. Mit langen Schritten durchmaß Hansjakob die Studierstube; er hatte offenbar ganz vergessen, wo er war. Plötzlich hielt er mit seinen Wanderungen inne, und ganz nahe vor den Pfarrer hintretend, rief er überlaut: „Drum eben will ich übers Meer, eben deshalb. Wenn der Rausch verflogen und das Geld verjubelt ist, wenn der Nichtsnutz, der sie uns gestohlen, sie ins Elend gebracht hat, dann, ja dann wären die dummen Alten wieder gut genug, sie und ihre Brut aufzunehmen und zu füttern und sich hinterher von ihr verhöhnen zu lassen; meine Alte wäre am Ende auch noch so schwach und charakterlos, sich ihrer zu erbarmen; dann könnte ich hinaus, denn mit dem —" — „Still, still, Hansjakob," mahnte der Pfarrer und legte seine Hand auf die Schulter des erregten Mannes, „keine Schimpfworte, keine Beleidigungen; das Mädchen ist euer Fleisch und Blut, und wenn es auch auf Abwege geraten ist, so bleibt es dennoch euer Kind; ihr dürft es nicht beschimpfen, der Schimpf fällt auf euch zurück." — „Ich danke euch, Herr Pfarrer," sagte Hansjakob, etwas ruhiger geworden, „es hat mich halt übernommen; ich will sie nicht beschimpfen, aber fort will ich, und das Meer muß zwischen uns, vorher habe ich keine ruhige Stunde mehr aus Angst, sie könnte mir wieder unter die Augen kommen; übers Meer muß ich, und sollten wir beide am Heimweh zu Grunde gehen." —

Mit krankhafter Eile betrieb Hansjakob nun seine Vorbereitungen zum Auswandern. Sein Hab und Gut wurde verschleudert; Bärbel hatte alle Mühe, noch einige kleine Stücke, die ihr besonders lieb waren, zu retten. Die Nachbarn, welche ihnen die Heimat verleidet hatten, bewiesen sich nun gar freundlich und gefällig, ihnen den Hausrat um ein paar elende Batzen abzukaufen; bitterlich weinte die Frau, als sie Stück um Stück davontragen sah; es waren meistens Erbstücke aus ihrem Elternhaus, an die sich die schönsten Jugenderinnerungen knüpften.

Sie war die einzige Tochter eines reichen Bauern aus dem Oberland gewesen; durch Mißernten, falsche Freunde, durch Spiel und Unmäßigkeit hatte der Vater das Erbe der Tochter durchgebracht, so daß ihr nach seinem Tode, anstatt eines Bauernhofes, nur noch der Hausrat übrig blieb. Hansjakob, der Meisterknecht, welcher seine Augen nie zu der reichen Bauerntochter hätte erheben dürfen, ihr jedoch schon lange in treuer Liebe zugethan war, heiratete das nun arme Mädchen, führte sie ins

flache Land, wo seine Heimat war, und bewirtete mit ihr sein kleines Gütchen, das er von einem Vetter geerbt hatte. So lebten sie glücklich und zufrieden und hatten sich ein hübsches Sümmchen erspart. Nach Bauernart hatten sie ihre Ersparnisse im Haus behalten; es sollte einst der Tochter Heiratsgut sein. Und dieses Heiratsgut hatte sie sich nun angeeignet und war damit verschwunden, ihrem Verführer nach. Anstatt auszuwandern, hatte nun das Schicksal Hansjakob und seine Frau hierher verschlagen. Die Bewohner des kleinen Dörfchens hatten keine Ahnung von dem schweren Los der Leute, die mit niemand verkehrten und von denen niemand wußte, woher sie kamen; einige Nachbarn mochten sich erinnern, daß Hansjakob an einem herrlichen Frühlingstag mit einem Krankenwagen vors Haus gefahren kam; zwei barmherzige Schwestern trugen eine schwache, elende Frau ins Haus, legten sie aufs Bett und versprachen nach rührendem Abschied, bald wiederzukommen. Die Frau war als unheilbar aus dem Spital entlassen worden; sie mußte Platz machen für solche, bei welchen noch Hoffnung auf Genesung da war. Ein halbes Jahr hatte sie im Spital gelegen, aber weder die Kunst der Ärzte, noch die aufopfernde Pflege der Schwestern konnten dem gebrochenen Leib wieder aufhelfen; gelähmt blieb sie trotz allem. „Es kann mit der Zeit schon noch besser kommen," tröstete der Arzt den bekümmerten Hansjakob, „aber gesund wird sie nicht mehr." Gebrochen an Leib und Seele war sie ins Krankenhaus gebracht worden, um nicht viel gebessert verließ sie dasselbe; aber dennoch war sie nicht mehr dieselbe wie vorher. Ihre kranke Seele, ihr verwundetes Herz hatten hier Eindrücke empfangen, die ihr hinweghalfen nicht nur über ihr körperliches Leiden, sie sänftigten auch den brennenden Schmerz der Selbstvorwürfe, sie linderten die Qualen der Sehnsucht und des Heimwehs nach dem verlorenen Kind und lehrten sie, die schweren, traurigen Tage ihres Daseins geduldig und ergeben hinnehmen. Ihre Seele war stille geworden zu Gott, und sie fügte sich ohne Murren in ihr trauriges Los. Anfänglich hielten die guten Schwestern Wort; sie besuchten sie ab und zu, trotzdem Hansjakob die Besuche ungern sah; er behauptete, sie machen aus seiner Frau eine Betschwester, und das würde ihm zum übrigen Elend noch gerade fehlen. Die Schwestern wurden versetzt, ihre Nachfolgerinnen kannten Bärbel nicht und hatten kein Interesse an ihr, und so blieben die Besuche, welche für die arme Kranke wie ein Tau des Himmels gewesen, bald ganz aus. Niemand kümmerte sich um sie, nur der Pfarrer besuchte sie ein- oder zweimal im Jahr, wurde jedoch von Hansjakob noch unfreundlicher empfangen, als die Diakonissinnen, so daß diese Besuche für die arme Kranke eher eine Pein als eine Wohlthat waren. Mit der bessern Jahreszeit besserte sich dann ihr Zustand so weit, daß sie auf Stunden das Bett verlassen und auf die Ofenbank oder ans Fenster sitzen konnte.

Langsam und bleiern schlichen die Jahre dahin, Bärbel alterte sehr und ihr Leiden nahm stetig zu; auch der früher so rüstige Hansjakob war unter der Last der Jahre und unter dem nagenden Herzeleid ein Greis geworden, schwach und schlotterig, kaum mehr fähig, den nötigen Unterhalt zu verdienen. Mit dem Eintritt des Winters gab es schwere, trübe Tage für die Bewohner des kleinen Häuschens; zu den übrigen Sorgen gesellten sich nun auch die um das tägliche Brot. Das kleine Kapital, welches sie aus dem Verkauf ihres Gütchens gelöst hatten, war aufgebraucht, und von den ausstehenden Zinsen waren in der letzten Zeit keine mehr eingegangen; dabei verhärtete und verbitterte sich das Gemüt des alten Mannes immer mehr. Wenn er auch seit dem Unglückstag immer finster und verschlossen gewesen war, so hatte er doch seiner Frau immer noch etwas von Liebe gezeigt und sie selten fühlen lassen, welch schwere Last sie für ihn sei; jetzt dagegen schien auch noch der letzte Funke von Liebe erstickt und erloschen, und trost- und haltlos blickte er in die Zukunft. Mit den Tröstungen der Religion durfte ihm Bärbel nicht kommen: „Bleib' mir vom Leibe mit deinem Gewäsch und Altweibergeplärr, das ist Unsinn. Wenn dein Beten etwas nutz wäre, so stünde es ganz anders um uns; mit deinem Beten hast du unser Kind nicht vom Untergang retten können, und dein Beten hat dich nicht gesund gemacht." Solche und ähnliche Reden bekam sie jedesmal zu hören, sobald sie diesen Punkt berührte. Anfänglich versuchte sie, ihn zu überreden: „Ja, hätte ich früher gebetet, hätte ich unser Kind zur Gottes-

furcht erzogen und auch beten gelehrt, es wäre nie so weit gekommen; wir dürfen den lieben Gott nicht anklagen, wenn er uns ernten läßt, was wir gesäet haben." Er hörte nicht auf sie, er antwortete nur mit neuen Gotteslästerungen, so daß sie schwieg, aber um so eifriger Trost und Hülfe suchte da, wo sie trotz allem und allem immer wieder Trost und Kraft fand.

Es war am Tage vor Weihnachten; schwer und bleiern hing der Himmel über der Erde. „Es liegt Schnee in der Luft", meinte Hansjakob. „Wenn er nur herunterfiele," seufzte Bärbel aus der Tiefe ihres Bettes — die Gliederschmerzen trieben es seit einigen Tagen so arg, daß sie auch mit Hülfe sich nicht erheben konnte — „vielleicht würde es mir leichter werden." — „Bleib' nur ruhig im Bett," antwortete ihr Mann finster und gepreßt, „du fühlst den Hunger und die Kälte im Bett weniger; das ist das letzte Stücklein Brot, das wir im Hause haben, und keinen Rappen Geld." — „Nimm das Brot für dich, ich brauche nichts, wenn ich im Bett liege; nimm es für dich, sonst hast du keine Kraft zum Arbeiten." — „'s ist wahr," antwortete er fast mechanisch, „ich muß schaffen, sonst gehen wir zu Grunde; es wäre auch nicht schade um uns." Er griff nach der Axt und der Säge; ohne einen Gruß oder ein freundliches Wort schritt er schlotternd und keuchend dem Walde zu. Er hatte die Bewilligung erhalten, Christbäumchen fällen zu dürfen. Die Arbeit überstieg zwar fast seine schwachen Kräfte, aber besser, bei der Arbeit erliegen, als verhungern. Das Wetter war günstig, noch lag kein Schnee, nur ein feuchter Nebel überzog alles mit einem weißen Schleier und setzte sich auch in seinem Barte fest, daß er aussah wie ein Pelzemärtel. Der Segen der Arbeit machte sich bald bei ihm bemerkbar; die düstere, verzweifelte Stimmung, in welcher er von Hause weggegangen war und unter welcher seine arme Frau noch schwerer litt, als unter den ärgsten Gliederschmerzen, fing an, zu weichen. Der vom Reif behangene Wald übte seinen alten Zauber auf ihn aus; sein hartes, trockenes Stück Brot schmeckte ihm herrlich. Schon oft war er im Zorn und ohne Gruß von seiner Frau weggegangen, er hatte sich nie Gewissensbisse darüber gemacht; aber heute konnte er den Gedanken an die stille Dulderin nicht los werden. Er arbeitete mit doppeltem Eifer, um möglichst bald wieder heimkehren und ihr aus dem Erlös der Tannenbäume etwas mitbringen zu können. Mit vier Bäumchen beladen schritt er der Stadt zu; er hatte nicht weit zu gehen; die äußersten Häuser der Vorstadt zogen sich beinahe bis an den Wald hin, hinter welchem sein Dörfchen lag.

Als Hansjakob Bärbel verlassen hatte, kam das Elend, welches sie seit Jahren mit einer Geduld und Standhaftigkeit, wie nur die christliche Religion sie hervorrufen kann, getragen hatte, mit solch überwältigender Macht über sie, daß sie laut weinte und schluchzte wie ein Kind; so hatte sie nie mehr geweint seit dem Unglückstag; es war, als ob der Quell der Thränen bei ihr versiegt sei. Heute nun brachen sie hervor, alle diese ungeweinten, heißen Thränen, welche oft wie Feuer in ihrer Seele brannten. Es war ein „Wandern im finstern Thal" für sie; ihre gläubige Seele wollte sich an die Tröstungen und Verheißungen des Evangeliums anklammern, aber in dieser Stunde des tiefsten Elends und Herzeleids schienen auch diese Stützen zu brechen. Die Gotteslästerungen ihres Mannes, sein Spott und Gelächter, womit er ihr ihr nutzloses Beten vorhielt, tönten ihr in den Ohren, so sehr sie sich auch dagegen sträubte; wenn Hansjakob doch recht hätte, wenn alles nur Wahn, nur Einbildung wäre? — So kämpfte die arme Dulderin den schwersten, den härtesten Kampf, den ein Menschenherz überhaupt kämpfen kann; sie konnte nicht mehr denken, nicht mehr beten, auch die Thränen waren versiegt. Lange dauerte der Kampf, bis eine wohlthätige Ermattung, eine Art von Halbschlummer sich ihrer bemächtigte. Wie im Traume zog die Vergangenheit an ihr vorüber. „O Rosel, Rosel, mein Kind, warum hast du uns dieses Herzeleid angethan?" Das war der einzig klare Gedanke, dessen sie fähig war, und trotz der schweren Zweifel, welche noch vor kurzem ihre Seele geängstigt und gepeinigt hatten, faltete sie ihre Hände krampfhaft ineinander und flehte aus inbrünstigster, tiefster Seele: „O Gott, laß mein Kind nicht untergehen, errette es vom Verderben und erweiche das harte Herz des armen Vaters!" Und nun ward ihr plötzlich wieder ganz wohl und leicht ums Herz; es war ihr, als wäre durch dieses ihr tägliches Gebet, welches sich ohne ihren Willen und fast

ohne ihr Wissen aus tiefster Seele losgelöst hatte, der böse Bann gebrochen und die finstern Wolken, die ihre Sinne umnachtet hielten, verscheucht worden; sie fühlte sich wieder als Kind Gottes, willig und bereit, das schwere Kreuz unter seinem Beistand weiter zu tragen.

Es fing schon an, zu dunkeln, als ein leises Klopfen sie aus ihren Träumen aufweckte. Wer mochte es sein? vielleicht die Frau des Hausmeisters, welche sich ihrer oft erbarmte, wenn sie wußte, daß ihr Mann fort war. Auf ihr „Herein" erschien ein Weib im Rahmen der Thüre mit einem großen Korb auf dem Rücken und einem kleinen Kind im Arme; um den Kopf hatte sie ein rotes Tuch geschlungen, nach Art der herumziehenden Zigeuner, und ihre Sprache hatte einen fremden Klang. „Ich kann euch leider nichts geben, liebe Frau, und auch nichts abkaufen," sagte Bärbel in mitleidigem Ton, „ich habe selber weder Geld noch Brot." Die Fremde bat nun um die Erlaubnis, sich einen Augenblick neben den warmen Ofen setzen zu dürfen, um das vor Kälte erstarrte Kind zu stillen. Gerne willfahrte Bärbel dieser Bitte; es fiel ihr ein, daß in der Ofenröhre noch etwas Kaffee eingestellt sei, ihr Mittagsmahl, das niemand ihr gereicht hatte und sie unfähig gewesen, es selber zu holen. „Trinkt den Kaffee, arme Frau, es wird euch erwärmen und beleben, wenn auch nicht sättigen." Gierig griff die Frau danach und versuchte, auch dem halbverschmachteten Kind davon einzuflößen. Bärbel, von jeher eine große Kinderfreundin, ließ sich das Kind aufs Bett bringen; ach, wie erfroren es aussah! Aber trotz der Lumpen, in die es gehüllt war, schien es ihr ein schönes, prächtiges Kind zu sein; mit großen blauen Augen schaute es sie an und versuchte, zu lächeln. Seit Jahren hatte sie kein Kind mehr geküßt und geherzt; sie konnte sich nicht enthalten, den kleinen Engel an sich zu drücken und zu liebkosen. Verwundert blickte die Mutter auf die Kranke; sie ahnte nicht, was in der Seele der alten Frau vorging, aber ein Gedanke durchblitzte ihr Gehirn: ach, wenn sie das Kind auf eine oder zwei Stunden da im warmen Bett schlafenlegen dürfte, während sie mit ihrem Kram von Haus zu Haus zog? welche Wohlthat für das arme Würmchen! Sie mußte unter allen Umständen noch etwas zu verkaufen suchen, um das Schlafgeld aufzubringen; den ganzen Tag war sie gewandert und hatte nichts verkauft. Bärbel kam der unausgesprochenen Bitte zuvor. „Laßt mir das Kind, bis Ihr in den andern Häusern Eure Ware angeboten habt, es soll warm werden und ruhig schlafen; seht, die Äuglein fallen ihm schon zu!" und wie zur Entschuldigung fügte sie bei: „es ist mir eine liebe Gesellschaft, ich bin so gar allein! Säumt Euch nicht zu lange," rief sie der Fremden nach, „mein Mann würde schelten, wenn er das Kind bei seiner Rückkehr vorfände!" — „Habt keine Sorge," antwortete die Frau, indem sie ihren Korb wieder aufraffte, „ich lasse es nicht im Stich, lieber sterben; es ist mein Ein und Alles." Vor der Thüre mußte sie sich an die Wand

Bett und verbreitete sich wie ein Heiligenschein über das schlafende Kind. Ein jäher Schreck durchzuckte sie; Hansjakob mußte das Kind sehen; was sollte sie sagen? Er hatte sich dem Bette genähert und trug ein in graues Papier eingeschlagenes Paket in der Hand; sprachlos vor Erstaunen gewahrte er das Kind. „Wie kommt das daher? was ist das?“ stammelte er. „Ein Christkindlein, das der liebe Gott mir zum heiligen Abend beschert hat“, antwortete sie, ihre Angst unter einem Scherz verbergend. „Ein Christkindlein!“ — Warum brauste der Mann nicht auf, warum riß er das Kind nicht aus ihren Armen und warf es vor die Thür, warum überschüttete er sie nicht mit einer Flut von Schimpfworten? War ein Wunder geschehen? Voll Angst und Verwunderung sah sie nach ihm. Starren Auges blickte er auf das liebliche Knäblein, und Thräne auf Thräne stahl sich über seine braunen Wangen, ohne daß er es merkte. Und nun geschah das Wunderbare, Unerhörte — er beugte sich über das schlafende Kind, küßte es innig und lang; dann küßte er seine Frau, und mit bebender Stimme sagte er: „Es ist genau wie unser erstes Kind, wie unser Hansli, der am heiligen Abend geboren wurde; als ich das Kind erblickte und die nämlichen Worte hörte, mit welchen du mir damals den erstgebornen Sohn in die Arme legtest, da hat es mich überwältigt.“ Bärbel mußte ihm nun berichten und erzählen, wie alles gekommen; er schalt sie nicht, er fand ihr Vorgehen ganz gerechtfertigt; er wunderte sich nur, daß die Mutter das Kind noch nicht abgeholt habe. Es klang fast wie ein Triumph, als er sagte: „Jetzt kommt sie nicht mehr; wir müssen den Hansli über Nacht behalten.“ Bärbel war wie im Himmel; einen solchen Weihnachtsabend hatte sie noch nie erlebt.

lehnen; ein heftiger Hustenanfall erschütterte sie, daß sie nicht weiter konnte; langsam, schleppenden Schrittes wankte sie dann den nächsten Häusern zu.

In Bärbels Armen war das Kind fest eingeschlafen; rosig wie ein Engelchen lag es da und bildete einen auffallenden Kontrast zu dem runzligen, von Gram und Sorge gebleichten Gesicht der alten Frau. Auch Bärbel mußte geschlafen haben, denn als sie, geweckt von einem Geräusch in ihrer Nähe, um sich blickte, war es ganz dunkel im Zimmer. „Schläfst du, Alte?“ hörte sie plötzlich Hansjakobs Stimme neben ihr; „ich will gleich Licht anzünden, damit du siehst, was ich dir mitgebracht; heute, am heiligen Abend, sollst du auch eine Freude haben.“

Was war das? war das Hansjakobs Stimme? Solche Worte hatte sie seit Jahren nicht mehr gehört. Das Licht der Lampe fiel nun auf ihr

Hansjakob hatte gute Geschäfte gemacht; er hatte Brot und Fleisch mitgebracht; er war so

freundlich und liebevoll besorgt um seine Frau, wie sie es nie für möglich gehalten hätte.

Als er seine Tannenbäumchen verkauft hatte, was ihm diesmal merkwürdig leicht geworden, blieb ihm noch Zeit, zum Notar zu gehen. Dieser zeigte ihm ein Schreiben, in welchem sein Schuldner nicht wie in frühern Jahren erklärte, nicht bezahlen zu können, sondern ihm mitteilte, er habe eine kleine Erbschaft gemacht und sei bereit, nach und nach seine Schuld zu tilgen; in kurzer Zeit werde er das Geld schicken. Hansjakob glaubte, zu träumen. „Wenn die Not am größten, so ist Gottes Hülfe am nächsten", murmelte Bärbel, als er es ihr mitteilte, und diesmal widersprach er ihr nicht.

„Die Mutter kommt nicht zurück, wir müssen das Kind behalten!" Hansjakob hatte bereits Milch warm gemacht und bei der Hauswirtin eine Saugflasche geliehen. „Gebt acht, der Balg bleibt euch auf dem Hals, das Weib hat sich aus dem Staub gemacht; das hat man davon, wenn man zu gutherzig ist", rief sie ihm nach. Hansjakob ließ sie reden. Keine Mutter hätte ihr erstgebornes Kind liebevoller und zärtlicher pflegen können, als der alte schlotterige Hansjakob das fremde Bübchen, und wahrhaftig, als es zu weinen anfing, versuchte der starre Mund, der das Lachen längst verlernt hatte, sich zum Singen zu öffnen. Bärbel lag mit gefalteten Händen da und wehrte den Freudenthränen nicht, die wie ein wohlthätiger Himmelstau die welken Wangen befeuchteten; ja, das Christkind war am heiligen Abend zu ihnen gekommen in der Gestalt des hülflosen Kindleins.

Der Schnee, der am heiligen Abend in der Luft lag und der armen Bärbel so arge Schmerzen bereitete, war in der Nacht wirklich heruntergekommen und hatte der Erde zu Weihnachten das schönste Festkleid gebracht. Am Wegesrand, spät am Abend, fanden Vorübergehende, halb vom fallenden Schnee bedeckt, eine bewußtlose Frau. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß die Arme nicht tot, aber vollständig besinnungslos war. Da es bis zum Krankenhaus keine hundert Schritte weit war, wurde sie dorthin gebracht, wo sie alsbald Aufnahme fand. Hätte Hansjakob gewußt, daß es Hanslis Mutter war, welche dort im Spital mit dem Tode rang, er hätte nicht jedesmal gezittert, wenn er Schritte hörte, welche sich seiner Thüre näherten. Er hütete das Kind wie seinen größten Schatz und ließ es Tag und Nacht nicht aus den Augen aus Angst, es könnte ihm weggenommen werden.

Eines Tages erhielt er einen Brief, in welchem der Notar ihn bat, zur Stadt zu kommen, um das eingegangene Geld in Empfang zu nehmen. Als er schon einige Schritte gegangen war, kehrte er noch einmal zurück, um seiner Frau einzuschärfen, das Kind unter keinen Umständen herzugeben, auch dessen Mutter nicht.

Vom Krankenhaus her wankte ein blasses Weib dem Dörflein zu; gut, daß Hansjakob sie nicht sehen konnte. Beim kleinen Häuschen machte sie Halt. „Hier, ja, hier war es! O Gott, wo werde ich mein Kind wiederfinden? Es ist unmöglich, daß die Leute es behalten haben; die kranke Frau war so arm als ich und schien ihren Mann so zu fürchten." Als sie auf Bärbels „Herein" zaghaft die Thüre öffnete, da war es ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen wanke; sie griff in die Luft und sank kraftlos in die Kniee. Ja, da lag ihr Liebling, ihr Herzenskind, hold schlafend wie ein kleiner Engel; groß und kräftig war es geworden, ein Bild der Gesundheit. Bärbel fühlte ihr Herz stillstehen beim Anblick der Frau, welche sie sogleich erkannte, trotzdem sie, vom langen Krankenlager wie ein Gerippe abgemagert, sich kaum mehr ähnlich sah. Plötzlich schrie die junge Frau laut auf, und mit dem Rufe: „Mutter, Mutter!" stürzte sie vor dem Lager der Kranken auf die Kniee, ihr Gesicht in die Kissen vergrabend. Sie hatte den Hausrat und die Kuckucksuhr, von welcher Bärbel sich nicht hatte trennen können, wieder erkannt, und nun kam es über sie wie eine Offenbarung. Ja, das waren der Mutter liebe Züge, die weiche Mutterhand, die sich liebkosend auf ihren Scheitel legte! Ach, welche wunderbare Fügung Gottes! „Gott hat meine Gebete erhört über Bitten und Verstehen! Rosel, Rosel, mein Kind!"

Jetzt nahten sich rasche Schritte. Hansjakob sah an den Fußspuren im Schnee, daß jemand sich dem Hause genähert; so rasch, als es ihm seine Kräfte erlaubten, stürzte er sich auf die Thür. Der Augenblick war da, vor dem er seit Wochen gezittert; das Kind wurde zurückver-

langt. Mit einem Ruck riß er die Thüre auf. „Laßt mir das Kind, laßt es mir!“ schrie er. Plötzlich hielt er inne; es war, als ob ein Krampf den Mann erfaßte, leichenblaß und zitternd stand er da.

„Vater, Vater, vergieb!“ und: „Hinweg mit dir, aus meinen Augen!“ diese Worte durchzitterten die peinliche Stille und gaben Zeugnis von jahrelangem Jammer, Leiden und Kämpfen. Rosel hatte sich aufgerichtet, noch einmal schien der alte Trotz aufflackern zu wollen. „Ich gehe,“ bebte es von ihren Lippen, „ich gehe, Gott segne euch! Er wird barmherziger sein, als ihr.“

Sie trat zum Bett der Mutter, küßte sie heiß und innig; dann, ohne ein Wort zu reden, umfaßte sie das schlafende Kind, zog es an sich und wankte der Thüre zu. „Rosel, mein Kind, bleib', bleib'!“ schrie in Todesqualen Bärbel. O, daß sie ihr nachstürzen gekonnt! aber die gelähmten Glieder versagten den Dienst. Hansjakob war wie erstarrt; es war alles so überwältigend plötzlich gekommen; es war ihm, als sei er von einem bösen Traum befangen. Rosel näherte sich der Thüre; da erwachte das Kind und weinte; es fürchtete sich vor der fremden Frau. Beim ersten Schrei des Kindes war Hansjakob aus seiner Betäubung erwacht; er wollte das Kind an sich nehmen, aber Rosel hielt es fest umschlungen. Sobald es Hansjakob ansichtig wurde, hörte es auf, zu schreien; jauchzend streckte es ihm die Ärmchen entgegen und klammerte sich an ihn. Rosel ließ ihm das Kind. „Vater, vergieb, vergieb um des Kindes willen!“ Sie war vor ihm auf den Boden gesunken und umfaßte krampfhaft seine Kniee. Und Hansli trug den Sieg davon. Die Eisrinde, welche sich um das Herz des hartgeprüften Mannes gelegt hatte konnte nicht länger dem sonnigen Lächeln des Enkels widerstehen und wenn Hansjakob geglaubt hatte, die Liebe zu seinem armen, verirrten Kind sei längst tot und ausgerottet, so war das nur Täuschung; sie brach mit Macht hervor, und unter Thränen hielt er seine wiedergefundene Tochter umschlungen.

In stiller, trauter Abendstunde, als Hansli in den Armen des Großvaters schlief, erzählte Rosel den Eltern die Geschichte ihres Elendes, wie sie verraten und verlassen von ihm, der ihr Beschützer hätte sein sollen, in die Welt hinausgestoßen ward, nachdem er ihr Geld verpraßt hatte. Ihr Kindlein starb wenige Tage nach der Geburt; sie suchte sich durchzuschlagen in Ehren, aber sie führte dabei ein solch elendes Leben, daß die armen Elternherzen vor Mitleid erbebten beim Anhören ihrer Geschichte. Endlich hatte sie im Süden von Frankreich bei braven Leuten als Magd eine Stelle gefunden. Nach Jahresfrist bot ihr ein junger Mann seine Hand an; sie willigte ein und glaubte nun endlich ein Heim gefunden zu haben. Ein Jahr lebte sie glücklich mit ihrem Mann; ihr einziger Schmerz war der Gedanke an ihre Eltern, an den Kummer, den sie ihnen bereitet hatte.

Ihr Mann sah, daß sie unter dem Gedanken an ihre Schuld schwer litt; er versprach

ihr, mit ihr heimzuziehen und der Eltern Vergebung zu erflehen. Der Mensch denkt und Gott lenkt; das zeigte sich auch hier. Am Abend des nämlichen Tages, an welchem sie mit einem gesunden, lieblichen Knäblein beschenkt worden war und der Vater sein Kind unter Freudenthränen geküßt hatte, brachten sie ihn tot ins Haus. Er war Bauarbeiter und leitete die Erstellung eines Dachstuhles. Im Nachmittag kam plötzlich ein dichter Nebel, welcher die Arbeit sehr schwierig machte; er bat den Bauführer, die gefährliche Arbeit auf den Morgen verschieben zu dürfen; es wurde ihm nicht gestattet, da jeder Tag Verspätung mit einer schweren Geldbuße belegt war. Vorsichtig und voll banger Ahnung erstieg er das Gerüst; da plötzlich ertönte ein Schrei. Ein Mitarbeiter über ihm war ausgeglitten oder hatte im Nebel die letzte Sprosse der Leiter verfehlt; er suchte ihn aufzuhalten, aber der Anprall war zu heftig; er wurde fortgerissen und beide stürzten in die Tiefe. Beide waren tot. Sobald Rosel sich von ihrer Krankheit, in welche sie auf die Schreckensbotschaft hin verfallen war, erholt hatte, verkaufte sie ihr bißchen Hab und Gut und beschloß, die Eltern aufzusuchen. Ihre Mittel waren gar bald erschöpft. Aus ihren letzten Ersparnissen kaufte sie sich einen Korb voll Kurzwaren zusammen, und mit dem Kind auf den Armen, den schweren Korb auf dem Rücken, wanderte nun die stolze, schöne Rosel von Ort zu Ort unter bittern Entbehrungen, bis ihr guter Stern sie in die Hütte der Eltern geführt hatte.

Rosel fand bald Arbeit in einer nahen Fabrik; dort verdiente sie genug, um den Eltern nicht zur Last zu fallen; daneben blieb ihr noch Zeit, die kranke Mutter zu pflegen und das kleine Hauswesen zu besorgen. Die Pflege des Kindes dagegen lag vollständig in der Hand des Großvaters, dessen schwache Kräfte gerade noch dazu reichten. Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Aufopferung er des Kindes wartete, ohne es dabei, nach Art der meisten Großeltern, zu verwöhnen; er ließ dem Hansli keine Unart hingehen, und so klein er war, suchte er ihn doch schon an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Das Kind war seine Sonne, sein Glück; sein Lächeln war ein wahrer Segenstau für das unter Groll und Kummer so verhärtete Gemüt des Alten. Er widersprach seiner Bärbel nicht mehr, wenn sie ihn zum Beten aufforderte, sondern er öffnete willig Herz und Gemüt den Tröstungen des Evangeliums. Der stille Wandel seiner Frau und ihre himmlische Geduld im Leiden hatte sein Herz gewonnen, auch ohne Worte. So glücklich hatte sich Bärbel nie gefühlt, auch nicht, als sie auf der Höhe des Glückes stand, wo sie doch alles hatte, was sie sich nur wünschen konnte, als jetzt, wo sie, krank und gebrochen, in einer armen Hütte lag, wenn der Großvater mit dem Enkel auf den Knieen vor ihrem Bette saß, die freie Hand von der ihren umschlossen und sein Auge voller Liebe auf sie gerichtet, den herrlichen Worten lauschend, welche ihnen Rosel, die niedergefundene und neu geschenkte Tochter, aus der Bibel vorlas. Wie ein Verschmachtender trank er in vollen Zügen die

Heilswahrheiten, und es kam ihm je länger je wunderlicher vor, wie er hatte leben können, die langen, düstern Jahre voller Gram und Sorge, ohne Trost und Hoffnung.

Als am darauffolgenden Weihnachtsabend die Glocken das frohe Fest einläuteten, zündete Hansjakob seinem Hansli ein Tannenbäumchen an und stellte es vor das Bett der Großmutter. Diese hatte schon lange ihr Schmerzenslager nicht mehr verlassen; ihre Kräfte nahmen zusehends ab. Mit glücklichem Lächeln blickte sie in die strahlenden Kinderaugen, in welchen sich die Weihnachtskerzen widerspiegelten. Als die Kerzen heruntergebrannt waren, löschte auch ihr schwaches Lebenslichtlein aus. Sanft und still schlummerte sie hinüber, um, befreit von Schmerzen und Krankheit, zu sehen, was sie geglaubt hatte.

Hansjakob folgte ihr bald nach kurzem Kranksein; seine letzte Sorge galt dem Enkel. „Erziehe ihn zum Gehorsam und zur Arbeit, lehre ihn beten und Gott lieben," wiederholte er immer und immer wieder seiner Tochter, „verwöhne ihn nicht; schone der Rute nicht, solange er klein ist, so wird er dir, wenn er größer ist, Liebe und Dankbarkeit dafür entgegenbringen; so bleibt ihm dann, will's Gott, die harte Lebensschule, wie wir sie durchmachen mußten, erspart."

Faule Ausrede.

Lehrer: „Sie sollten heute die ersten acht Verse des Gedichtes lernen, beginnen Sie, Müller."

Müller: „Entschuldigen Sie, ich habe aus Versehen den ersten Vers achtmal gelernt."

„Wer war Columbus?"

fragt die Lehrerin in der Unterrichtsstunde. „Nun, Elsa, du weißt es, wer war Columbus?" „Columbus war ein Vogel!" lautet die siegesgewiß gegebene Antwort. Nachdem das allgemeine Gelächter verrauscht ist, stellt sich heraus, daß Elschen durchaus im Rechte war, denn sie hatte im Lesebuch ihrer älteren Schwester eine Geschichte gefunden mit der Überschrift: „Das Ei des Columbus."

Maler König und die alten Schweizertrachten.

(Siehe die farbigen Tafeln. — Fortsetzung.)

Wie wir es unsern l. Lesern im letzten Jahrgang versprochen, bringen wir dieses Jahr eine Fortsetzung zu den Schweizer Kostümbildern von Maler König, jedoch nicht nur Kostümbilder, sondern zugleich auch Scenen aus dem Volksleben, welche die Trachten und Sitten der damaligen Zeit in sich vereinigen. Die Kostümbilder zeigen uns die Landestracht, wie sie vor mehr als hundert Jahren in den Kantonen Bern und Freiburg getragen wurden. Die beiden andern Bilder gehören zum Besten, was König gemalt hat: „Der Kiltgang" und „Der Abendsitz"; beides sind Nachtstücke, in welchen die Beleuchtungseffekte, worin König namentlich Meister war, sehr glücklich verwendet sind. Bei dem „Kiltgang" geht alles Licht vom bleichen Mondschein, bei dem andern Bild von einer qualmenden Kerze aus. Im „Abendsitz" gewinnen wir sozusagen einen Einblick in das Familienleben des Künstlers selber. In den Tagen der politischen Unruhen, welche damals in Bern herrschten, hatte sich König nach dem Städtchen Unterseen bei Interlaken zurückgezogen, um ungestört arbeiten zu können; dort entstanden seine gelungensten Arbeiten; der Aufenthalt in Unterseen hat vielen seiner Bilder den Stempel des Berner Oberlandes aufgedrückt, und diese Bilder, welche namentlich in Deutschland sehr geschätzt und gesucht waren, trugen hauptsächlich dazu bei, in andern Gegenden den Sinn für die Schönheit der Alpenlandschaften zu wecken und Fremde zum Besuch dieses damals noch fast unbekannten Landes zu veranlassen. Was unsere beiden Bilder für die Freunde des Hinkenden Boten besonders anziehend und wertvoll macht, ist der Umstand, daß wir auf beiden Bildern den Hinkenden Bot-Kalender deutlich abgebildet finden.

Im „Kiltgang" hängt die Pratig an der Wand, wie es in den meisten Bauernhäusern noch jetzt Sitte ist, leicht erkenntlich an dem Einmaleins auf der Rückseite; im andern Bilde liest der Hausvater seinen Kindern daraus vor, während ihm seine Frau über die Achsel blickt.

Wir wollen nun noch einige kurze Notizen aus der Lebensgeschichte des großen Berner Künstlers beifügen.